

O-Ton Lied:

Ich hab' ne große Mischpoke, bin etwas meschugge und liebe koscheren Haribo. Mach Ferien im Allgäu, tanze im Fasching und seh' am Sonntag den Tatort. Spreche mit HaSchem, wenn ich nicht weiter weiß und SchmaJisrael, wenn mich die Liebe ergreift. Und wer ich sonst werden will, steht in den Sternen allein.

Manchmal bin ich einsam, manchmal fehlt mir ein Teil von mir hier. Etwas unterhaltsam, denn hier fühl' ich mich wohl und zuhaus'.

O-Ton Naomi:

Also ich finde es einfach schwer, ein Lied zu schreiben, darüber, wie es ist Jude in Deutschland zu sein. Weil das erstmal so ,ne Riesenfrage ist, also einfach in Worte zu fassen, aber schwer es in eine Melodie kondensiert zu fassen. Aber dann habe ich ein wenig überlegt und mir die Fragestellung anders gestellt und mich gefragt, wie ich mich fühle als Jüdin in Deutschland. Und nicht unbedingt wie es ist, weil ich will auch nicht für alle Juden in Deutschland sprechen. Das ist ja für jeden anders, sondern ich wollte es ganz persönlich machen, so wie es für mich ist.

O-Ton Lied:

Lauf durch meine Straßen, spaziere durch die Stadt, die mich erzogen hat, tauch' unter in den Massen, picknicke am Rhein und stolper über Stein ... “.

Autorin:

Naomi Bennett ist 22 Jahre alt und studiert Jura in Heidelberg. Nebenbei komponiert und singt sie Lieder, auf Hebräisch, englisch oder deutsch.

O-Ton Naomi:

Mir war es wichtig zu zeigen, dass ich mich ganz normal fühle, aber dass trotzdem das Judentum ein Teil von mir ist und dass trotzdem auch was anderes ist, obwohl es

ganz normal ist. Und obwohl ich jeden Tag auf der Straße laufe und ich denke, wow, ich bin Jüdin. Sondern ich denke einfach, ich bin Deutsche hier und ich bin auch Jüdin hier, aber das ist nicht immer präsent, wenn ich durch die Straßen laufe und auch einfach zu zeigen, ja das Jüdische und das Deutsche, wie man das schön komponieren kann und wie interaktiv das ist.

Autorin:

Naomi verbrachte ihre Kindheit in Israel. Ihr Vater ist Amerikaner, ihre Mutter Deutsche. Nach der Scheidung ihrer Eltern zog die zehnjährige Naomi mit ihrer Mutter nach Köln. Ihre Freundin Ruth Bostedt ist in Freiburg geboren. Ihre Mutter ist Jüdin, ihr Vater evangelisch getauft.

O-Ton Ruth

Ich bin halt in Deutschland aufgewachsen und das ist nämlich auch meine Heimat. Und ich sehe mich, ich bin auch sehr deutsch und natürlich auch jüdisch. Man hat eben diese zwei Identitäten, was es manchmal auch ein bisschen schwer macht. Mit Israel. Ich bin zu israelisch für Deutschland und zu deutsch für Israel. Also das ist von der Mentalität her schon ein großer Unterschied.

Autorin:

In Israel lebt ein großer Teil von Ruths Familie. Ihre Großeltern flohen als Kinder vor den Nationalsozialisten. Sie kamen mit einem Kindertransport von Frankreich nach Netanja an der israelischen Mittelmeerküste. Dort wuchs Ruths Mutter auf und lernte als junge Frau einen Deutschen kennen und lieben. Ruths Vater. Sie folgte ihm vor über zwei Jahrzehnten nach Deutschland. Bis heute hofft Ruths Großvater auf die Rückkehr seiner Tochter und ihrer Familie nach Israel

O-Ton Ruth:

Mein Opa lebt in Israel. Er hat ein ganz anders Bild von Deutschland als meine Mama, die jetzt hier seit 23 Jahren schon lebt und mein Opa wünscht sich sehr, dass wir wieder zurückkommen nach Israel, so wie er es bei allen wünscht und dass wir alle dort zusammenleben. Aber ich wünsche mir persönlich, dass meine Eltern, wenn sie in Rente sind, nach Israel zurückziehen, damit wir da so ein Ferienhaus haben. Also

das fände ich ganz toll. Dass man da ein halbes Jahr im Winter dort leben kann, im Sonnenschein. Das fände ich schön. Aber nicht aus irgendwelchen Gründen, weil man sich unwohl fühlt.

Autorin:

Kennengelernt haben sich Ruth, die Lehrerin werden möchte und Jurastudentin Naomi in der jüdischen Community der Universitätsstadt Heidelberg. Beide sind religiös erzogen. Ruth engagiert sich vor allem in der Jugendarbeit und hat dabei auch Hanna Veiler kennengelernt. Sie und ihre Eltern kamen 2005 als sogenannte jüdische Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland. Damals war die kleine Hanna sechs Jahre alt. Davor lebte sie mit ihren Eltern und Großeltern in Vitebsk, in Weißrussland.

O-Ton Hanna:

Eine meiner frühesten Erinnerungen ist tatsächlich, dass meine Oma auf mich aufpasst und mir von ihrer Kindheit während des Holocaust erzählt. Also ich wußte schon irgendwie ich bin jüdisch, ich war auch ein paar Mal in Weißrussland in der Synagoge mit meiner Oma, aber so richtig verstanden habe ich es nicht und als ich in Deutschland angekommen bin, war das auch gar kein Thema für mich. Das stand für mich ja nicht im Vordergrund, ich hatte ja keine Religion zuhause. Zuhause waren wir Russen oder Weißrussen, und ja, wir waren jüdisch, aber darüber haben wir kaum gesprochen, außer es ging irgendwie um Antisemitismus.

Autorin:

Auch in der Sowjetunion ist Antisemitismus weit verbreitet und hat eine lange Geschichte. Nur wenige Jahre nach Ende des zweiten Weltkriegs und der systematischen Ermordung von Juden in den von Deutschen besetzten Gebieten der Sowjetunion zog unter Stalin eine antisemitische Welle durch das Land. Juden verloren ihre Arbeit, wurden angeklagt, hingerichtet, deportiert. In der ehemaligen Sowjetunion war die Staatsdoktrin atheistisch, auch Hannas Eltern sind nicht-religiös, säkulare Juden. Hanna fand – im Gegensatz zu Ruth und Naomi - erst als 15-jährige zur jüdischen Religion und zum Glauben. Auslöser war das Jugendfestival „Jewrovision“:

O-Ton Hanna:

Die Jewrovision ist ein Tanz- und Gesangswettbewerb, bei dem jüdische Jugendzentren aus ganz Deutschland gegeneinander antreten. Da sind über 1000 jüdische Jugendliche vor Ort. Das wird vom Zentralrat der Juden in Deutschland organisiert jedes Jahr. Und das war für mich ein Kulturschock, weil ich war davor noch nie bei einem Schabbat-Gottesdienst und plötzlich war ich in einem Raum mit tausend Menschen, die auch noch junge waren, in meinem Alter und die auch noch Schabbat gefeiert haben. Und ich habe davor nicht mal gewußt, dass es so viele jüdische Menschen in Deutschland gibt. Also das war für mich was ganz Neues und dann noch verbunden mit Tanz und Gesang, beides Sachen, die ich mache, seit ich klein bin und das hat mich gecatcht.

O-Ton Lied:

Ich hab' ne große Mischpoke, bin etwas meschugge und liebe koscheren Haribo. Mach Ferien im Allgäu, tanze im Fasching und seh' am Sonntag den Tatort. Spreche mit HaSchem, wenn ich nicht weiter weiß und SchmaJisrael, wenn mich die Liebe ergreift. Und wer ich sonst werden will, steht in den Sternen allein.

O-Ton Naomi:

Ja, ich habe so ein paar, die jüdischen Menschen werden es vielleicht besser verstehen, als die nichtjüdischen, habe ich so ein paar Wörter reingeschmissen. Mischpochke – genau. Das sind alles Wörter, die auch im Deutschen gängig sind. Und das war für mich auch superwichtig zu zeigen, dass es gibt so viele jüdische Wörter, die man im Deutschen auch benutzt und vielleicht auch gar nicht unbedingt weiß, dass sie jüdisch sind. Und mischpochke heißt ja Familie, das kommt aus dem Hebräischen ‚Mischpacha‘ und aus dem jiddischen, da sagt man immer ‚Mischpochke‘, ‚Meschuggene‘ – verrückt auf jiddisch, im hebräischen ‚Meschugga‘ und was hat ich noch für ein Wort? Ach ja. Koscheren Haribo. Weil im Judentum darf man ja kein Schwein essen und die Haribo sind ja immer mit Schweinegelatine. Und deshalb ist das, wenn man in der jüdischen Community ist, dann ist das immer so ein Ding, dass man weiß, Haribo darf man nicht kaufen, sondern man muss den koscheren kaufen. Ja und dann zwei Wörter, die vielleicht nicht im Deutschen verwendet werden: ‚Hashem‘ das heißt

im Hebräischen, im Jüdischen und SchmaJisrael, das heißt ja Glaubensbekenntnis. Das heißt „Höre Israel“. Das ist so das wichtigste Gebet im Judentum.

Autorin:

Naomi Bennett singt auf jüdischen Festen oder bei Jamsessions. Ihr Freund Sam Sugarman begleitet sie auf dem Kontrabaß. Der 26-jährige Germanistikstudent kommt aus New York. Kennengelernt haben sich die beiden in der Heidelberger Synagoge:

O-Ton Sam:

Ist so ne perfekte Geschichte.

O-Ton Naomi:

Ich war eigentlich superlang nicht mehr in der Synagoge. Als ich nach Heidelberg gekommen bin, war ich eigentlich jeden Samstag in der Synagoge, weil ich Schabbat halte, das heißt ich gehe nicht ans Telefon, ich schreibe nicht, ich mach' kein Licht an und aus. Also all diese Sachen sind dann eingeschränkt. Und wenn man alleine ist in einer Stadt, kann das einsam werden, weil man sich nicht mit Freunden treffen kann, weil man die nicht anschreiben kann, können wir uns treffen und wann können wir uns treffen. Deshalb war die Synagoge so ein perfekter Ort, natürlich auch zum Beten und mit Gott und alles und da ist dann auch eine Community und dann sind da ein paar junge Menschen und ja, dann war Sam auch da

O-Ton Sam:

Damals war ich jeden Samstag in der Synagoge und dann ist diese neue Frau erschienen genau und Naomis Vater ist auch Amerikaner, also wir hatten die amerikanische Verbindung. Eigentlich hatte ich nur vor ein Jahr in Deutschland zu verbringen und das war schon am Ende von diesem Jahr und dann nach zwei Monaten habe ich mich entschieden, hier zu bleiben und den Abschluss zu Ende zu bringen. Und jetzt bin ich auf unbestimmte Zeit hier, sagen wir mal.

O-Ton Naomi:

Ja.

Autorin:

Naomi und Sam sind gläubige Juden. Das verbindet sie, auch wenn sie jüdische Traditionen und Gesetze unterschiedlich leben oder auslegen. Sam bezeichnet sich als liberaler Jude, Naomi als modern-orthodox:

O-Ton Naomi:

Das Modern-Orthodoxe leitet sich vom Orthodoxen ab, also schon das traditionelle Folgen der Halacha, also der Gesetze. Ich glaube auch, dass alles, was in der Bibel steht, in der Thora, in den fünf Büchern Moses auch in irgendeiner Weise so passiert ist. Sam jetzt nicht so unbedingt.

O-Ton Sam:

Ich habe eine aufklärerische Auslegung.

O-Ton Naomi:

Sam ist Aufklärer, aber in unserem alltäglichen Leben passt das super. Also für mich ist es auch supereinfach. Manchmal, also ganz oft, kommt superviel Verständnis; Neugier. Dann kommt: Ah, was bedeutet das? Was ist das? Was musst du machen? Aber manchmal ist das schon ein bisschen komisch, wenn man erklären muss, „ja Schabbat, ich benutze mein Handy nicht“. Und dann, weil man das nicht kennt, ist da manchmal auch wenig Verständnis dafür und so fühle ich mich besser zuhause, weil man von derselben Kultur kommt und von derselben Religion, ist so ein anderes Basisverständnis. Und das funktioniert eigentlich ganz gut, wenn wir reisen gehen, dann bin ich nicht am Handy und guckt den Weg nach und das ist dann auch praktisch für mich.

O-Ton Sam:

Ich halte den Geist, würde ich mal sagen. Für mich geht es um den Geist und nicht um das Gesetz.

Autorin:

Ruth Bostedt und Hanna Veiler, die in Tübingen studiert, sind enge Freundinnen. Sie skypen regelmässig miteinander, meist abends.

Autorin:

Ruth und Hanna engagieren sich neben ihrem Studium und auch in Coronazeiten ehrenamtlich in der Jugendarbeit. Sie organisieren Poetry-Festivals, Workshops, Diskussionsrunden oder Jugendfreizeiten:

O-Ton Ruth:

Hanna und ich haben uns schon vor vielen Jahren auf einer jüdischen Ferienfreizeit kennengelernt. Das passiert jedes Jahr. Wir haben einen Verband in Baden, wo wir auf irgendwelche Ferienfreizeiten zusammenfahren und eben Kinder betreuen und sowohl Hanna als auch ich waren in der Kinderbetreuung tätig und haben uns dort dann kennen-gelernt und gemerkt, dass wir viele Gemeinsamkeiten haben, die uns bis hierher gebracht haben. Ja, und so ist dann unsere Freundschaft entstanden über die Jahre.

Autorin:

Ruth Bostedt ist heute Vizepräsidentin des Bundes jüdischer Studierender in Baden, Hanna Veiler Vorsitzende der Studierendenunion in Württemberg. Sie vertreten die Interessen jüdischer Studierender und junger Erwachsener im Südwesten.

O-Ton Hanna:

Wenn ich mich engagiere, dann tue ich das eigentlich immer mit Freunden um mich herum, die dabei sind und mitmachen. Also es ist wie ein Hobby, wie wenn andere mit ihren Freunden joggen gehen, stelle ich mit meinen Freunden eine Veranstaltung auf die Reihe. Und das macht im Endeffekt einen Riesenspaß, auch wenn es zeitintensiv ist. Das einerseits, andererseits ist es unglaublich wichtig ein Angebot zu haben, egal wo man ist, weil mit dem Angebot schlägt man zwei Fliegen mit einer Klatsche. Einerseits stärkt das jüdische Identität, wir tun uns was Gutes, wir sorgen dafür dass die Gemeinden weiterhin existieren. Und wir verstehen uns auch als eine Art Anlaufstelle für junge jüdische Menschen, die zum Beispiel nicht zuhause feiern können, weil die Familie nicht feiert oder weil die Familie nicht in der gleichen Stadt wohnt. Und andererseits haben wir viele Events, die eben diese Sichtbarkeit fördern, mit denen wir ein Zeichen setzen nach dem Motto „Hey wir sind da“, auch wenn du nie was von uns gehört hast und dachtest, alle Juden sind orthodox und alt.

Autorin:

Hanna, Naomi und Ruth ist es wichtig, jungen Juden hierzulande eine Stimme zu geben und Nichtjuden das Wesen des Judentums zu vermitteln. Wir wollen zeigen, was es heißt, heute jung, deutsch und jüdisch zu sein, sagt Hanna:

O-Ton Hanna:

Der Grund wieso wir, ich nenn's jetzt mal bewusst, die positiven Seiten jüdischen Lebens in Deutschland zeigen wollen, ein positives Bild jüdischen Lebens in Deutschland vermitteln wollen, ist nicht nur, weil wir keine Lust mehr haben über die Shoah zu reden, sondern weil das die Realität widerspiegelt, das positive Bild, und die Shoah nicht. Wenn wir uns treffen, ist es überhaupt nicht so, dass wir die ganze Zeit über die Shoah reden und die ganze Zeit weinen. Wir sind nicht permanente Opfer und wir sehen uns auch nicht als Opfer und wir haben es wirklich satt, diese Opferrolle zugeschrieben zu bekommen. Wie gesagt, wir sind lauter, wir trauen uns mehr, wir wollen politische Aufgaben übernehmen, wir wollen aktiv mitgestalten und wir haben auch ganz andere Schwerpunkte in unserem Aktivismus. Ich habe das Gefühl, wir gehen immer mehr von den Standardthemen, Israel, Holocaust etc. weg und nähern uns immer mehr dem Thema Pluralismus innerhalb der jüdischen Community.

Autorin:

Etwa 25 Tausend junge Juden zwischen 18 und 30 Jahren zählt die jüdische Studierendunion in Deutschland, eine junge Generation, die kulturell und religiös sehr vielfältig ist. Nach der Schoa, also dem nationalsozialistischen Völkermord an den Juden Europas, lebten 1945 nur noch wenige Juden in Deutschland. Mit der Einwanderung osteuropäischer Juden in den 1990er Jahren wuchsen die jüdischen Gemeinden von rund 30.000 auf über 100.000 Mitglieder. Heute sind die Mitgliederzahlen wieder rückläufig. Doch junge Juden wie Naomi, Hanna oder Ruth pflegen lebendiges Judentum, halten ihre Kultur, Geschichte, Tradition und Religion lebendig. Wir lieben unsere Bräuche und Feste, sagt Ruth Bostedt.

O-Ton Ruth:

Mein Lieblingsfest, hmh, ich glaube viele würden sagen Chanukka. Das ist ja quasi das Pendant zu Weihnachten, also von der Zeit her. Aber mein Lieblingsfest ist Pesach, also was quasi um Ostern rum gefeiert wird und man acht Tage lang auf Brot

und alle möglichen Sachen verzichtet. Aber ich mag das total gerne, ich liebe das ganze Essen und die Geschichte vom Auszug aus Ägypten . Das ist mein Lieblingsfest, auch weil ich positive Erinnerungen habe an meine Familie. Ich habe eine sehr, sehr große Familie in Israel und auch in Amerika. Wir machen das eigentlich jedes Jahr zusammen als Tradition, dass wir uns mit der ganzen Familie treffen. Und da verbinde ich die ganzen Erinnerungen damit.

O-Ton Lied:

Ich hab' ne große Mischpoke, bin etwas meschugge und liebe koscheren Haribo. Mach Ferien im Allgäu, tanze im Fasching und seh' am Sonntag den Tatort. Spreche mit HaSchem, wenn ich nicht weiter weiß und SchmaJisrael, wenn mich die Liebe ergreift. Und wer ich sonst werden will, steht in den Sternen allein.

Autorin:

Insgesamt wird die jüdische Community in Deutschland auf 225 000 Menschen geschätzt. Weit über die Hälfte sind säkulare Juden, darunter viele aus der ehemaligen Sowjetunion. Wie Hannas Eltern, die vor 15 Jahren in die Bundesrepublik einwanderten und Belarus verließen.

O-Ton Hanna:

Wie ich mich von meinen Großeltern verabschiedet habe. Da habe ich ganz schlimm geweint. Woran ich mich auch noch erinnere, wie ich in dem vollbepackten Minibus aufwache und mein Vater zu mir sagt: "Willkommen in Deutschland." Weil während ich geschlafen habe, wir die Grenze überquert haben. Äh. Es war ein Kulturschock für mich. Es war auf jeden Fall auch nicht einfach. Es war nicht so schön, in der Schule nichts zu verstehen, weil ich wurde zwei Monate später eingeschult, in der Zeit hatte ich kein Deutsch gelernt, weil ich nur zuhause saß. Es wurde besser, als meine Großeltern nach Deutschland gekommen sind. Danach wurde alles viel besser.

Autorin:

Hanna hat schnell Deutsch gelernt und studiert heute in Tübingen Kunstgeschichte und Romanistik. Ihre Eltern und ihre Großmutter leben in Baden-Baden. Einer Stadt mit langer rus-

sischer Tradition und einer großen russischen Community. Ihr Vater arbeitet dort als Hausarzt. Ihre Eltern seien nicht religiös, sagt Hanna

O-Ton Hanna:

Normalerweise ist es ja so, dass die Eltern dem Kind etwas beibringen und die Traditionen weitergeben. Bei uns ist es andersherum. Meine Eltern waren noch nie bei einem Gottesdienst in der Synagoge. Meine Eltern haben noch nie religiöse Feste gefeiert und ich bin diejenige, die das wieder zurückbringt. Und das ist sehr schön und ich finde das auch sehr wichtig, für mich zumindest. Und ich glaube, das ist auch die Verbindung zu mir und meiner Oma ausmacht. Denn meine Oma fühlt sich dadurch an ihre Kindheit erinnert und an das, was sie irgendwann gehen lassen musste, mit dem Tod ihrer Oma. Und jetzt zu sehen, wie ich das wieder zurückbringe, ist für sie, glaube ich, sehr, sehr wichtig und sehr, sehr schön.

Autorin:

Hanna genießt es, im Kreis ihrer Freunde in der Studierendenunion, religiöse Rituale wie das Ende des Schabbat feiern zu können. Das Ende des jüdischen Ruhetages, an dem keine Arbeit verrichtet werden soll. Eine Tradition, die auch Naomi mit anderen Studierenden in ihrer Wohngemeinschaft in Heidelberg lebt.

O-Ton Naomi:

Wir sind drei Juden und ein Nichtjude, das heißt wir sind in der Mehrheit und dann machen wir Freitagabend meist ein Schabbatessen, mit Kiddusch, dem Segen über dem Wein und mit Brot, halt so ein großes Essen. Es ist immer so populär bei uns, wir laden auch immer Nichtjuden ein und das kommt so gut an. Und früher, also vor Corona, haben wir diese Freitagabende, Schabbatessen auf den Neckarwiesen gemacht. Wir saßen dann zu zehnt, zu elft und haben dann auch kiddusch gemacht und das war immer so schön. Und es ist echt auch schön, seine Religion teilen zu können und seh' wirklich, dass die nichtjüdischen Freunde auch so interessiert daran sind und dass das auch eine ganz neue Erfahrung für sie ist und ich glaube, das ist eine sehr gute Art, das Judentum den Leuten, ja, näherzubringen und persönlicher zu machen.

O-Ton Lied:

Manchmal bin ich einsam, manchmal fehlt mir ein Teil von mir hier. Etwas unterhaltsam, denn hier fühl' ich mich wohl und zuhaus'. Lauf durch meine Straßen, spaziere durch die Stadt, die mich erzogen hat, tauch' unter in den Massen, picknicke am Rhein und stolper über Stein...

O-Ton Hanna:

Ich laufe durch die Straßen und sehe keine Juden sonst irgendwo und das ist kein problem, aber manchmal fehlt einfach ein bisschen diese Repräsentanz für mich. Ich freue mich auch zum Beispiel, als ich in NY war mit Sam, dann sieht man einfach Männer mit Kippa auf der Straße und das hat irgendwie, das bewirkt so ein Gefühl in einem auch, ja da würde ich sagen, das fehlt mir schon ein bisschen, auch, dass es nicht so viel Diversität in der Religion gibt gerade auch, weil es nicht so viele Juden gibt und dass daher die Einsamkeit auch ein bisschen kommt.

Autorin:

Auch wenn sich Naomi als junge Jüdin manchmal in Deutschland einsam fühlt, ist sie hier zuhause. Ob israelische, amerikanische oder russische Wurzeln – Naomi, Ruth und Hanna sind Deutsche und Europäerinnen. In Deutschland sind sie aufgewachsen, zur Schule gegangen, haben Freunde gefunden. Aber als Jüdin erfahren sie immer wieder Unverständnis, Ablehnung, sogar Hass, der immer offener gezeigt wird. Immer häufiger werden Jüdinnen und Juden öffentlich angepöbelt, angefeindet oder angegriffen, jüdische Friedhöfe geschändet oder Anschläge auf Synagogen verübt. Die Zahl antisemitischer Straftaten steigt. Die bekannteste davon war der Anschlag auf die Synagoge in Halle am 9. Oktober 2019, dem höchsten jüdischen Feiertag Jom Kippur. Der Antisemitismus breitet sich aus wie ein schleimendes Gift und ist in Deutschland auch im Alltag tief verwurzelt. Hanna, Ruth und Naomi kennen das von kleinauf:

O-Ton Naomi:

Es gibt sehr viele verschiedene Arten. Es gibt dieses ganz offensichtliche, wo mir in der Schule dann Hakenkreuze ins Heft gemalt wurden oder sowas. Oder wenn der Lehrer sich umdreht, dann macht man mal einen Hitlergruß.

O-Ton Ruth:

Ich hab erlebt, das war damals im Geschichtsunterricht, wie wir das Thema Judentum in der Shoa hatten, und unsere Geschichtslehrerin, die hat einfach getan, als ob wir eine quasi Klasse unter Hitler wären, hat uns dann auch mit dem Hitlergruß begrüßt, um darzustellen, wie streng das damals alles war. Und dann hat sie die zwei jüdischen Mitschüler nach vorne geholt und wollte Beispiel nehmen. Und hat dann zufällig oder extra, das sei ja mal so dahin gestellt, mich gebeten nach vorne zu kommen und dann noch einen Mitschüler, dessen Großeltern, das wußte sie allerdings nicht, dessen Großeltern jüdisch waren und die dann im Holocaust konvertiert sind, um sich selbst zu schützen. Uns hat sie dann nach vorne geholt als die Musterjuden, die dann quasi erniedrigt werden vor der Klasse.

O-Ton Sam:

Nach der Synagoge, ich gehe immer auf die Straße mit Kippa. Mir ist nie was passiert. Fast jeder starrt mich an und ich weiß nicht, was denken sie. Ist das ein positives „Ach, ist ja interessant!“ oder ist das Hass. Keine Ahnung, aber jeder Mensch starrt mich an.

O-Ton Hanna: Ich würde mal sagen, ich bin der Alptraum eines jedes Nazis, weil ich nicht nur jüdisch, sondern weil ich auch noch feministisch bin. Und so habe ich auf zweifache Weise diskriminiert zu werden, ist dann eben die Konsequenz.

Autorin:

Hanna, Ruth und Naomi – drei junge deutsche Jüdinnen, die dritte Generation nach der Schoah: divers, pluralistisch, gläubig oder nicht gläubig, orthodox, progressiv, säkular oder liberal. Sie wollen sich nicht mehr auf Stereotypen wie den Nahostkonflikt oder den Holocaust reduzieren lassen oder Projektionsfläche für vielerlei deutsche Probleme sein.

O-Ton Lied:

Oftmals bist du glücklich, oftmals fragst du mich alles mit Neugier. Manches aber unverständlich und dann gehen die Lichter aus. Selten kommt dann plötzlich ein unerwünschter Satz von unbekanntem Hass. Trotzdem bleib‘ ich glücklich und stolz auf was ich bin.

Autorin:

Was sie sich wünschen ist schlicht Normalität und die Freiheit, als deutsche Jüdin hier zu leben, ohne sich für ihre Religion und ihre individuelle Identität rechtfertigen zu müssen. Denn Deutschland ist ihre Heimat.

O-Ton Naomi:

Also es gibt so viel, was das Judentum auch der deutschen Kultur beigetragen hat, und so viel Zusammenarbeit und so viel Innovation und das wird dann total vergessen und das finde ich so schade.

O-Ton Hanna:

Hier sind wir die junge jüdische Generation und wir sind nicht alle orthodox und wir sind alles andere als alt und wir sind absolut divers und ich will mitbestimmen in was für einem Land ich lebe, in was für einem Klima ich lebe, ich will das nicht einfach geschehen lassen, sondern einfach dabei sein und Verantwortung übernehmen und selbst über mein Leben bestimmen dürfen und das kann ich nur, wenn ich selbst aktiv werde. Ich kann das niemand anderem überlassen.

O-Ton Lied:

*Ich hab' ne große Mischpoke, bin etwas meschugge und liebe koscheren Haribo.
Mach Ferien im Allgäu, tanze im Fasching und seh' am Sonntag den Tatort. Spreche
mit HaSchem, wenn ich nicht weiter weiß und SchmaJisrael, wenn mich die Liebe er-
greift. Und wer ich sonst werden will, steht in den Sternen allein.*